

Film gegen Fundamentalismus

Autor(en): **Eichenberger, Ambros**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zoom : Zeitschrift für Film**

Band (Jahr): **45 (1993)**

Heft 1

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-931866>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

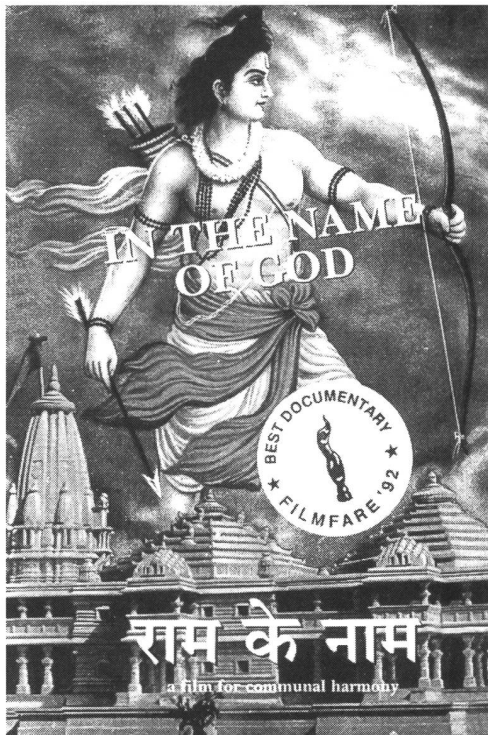
Film gegen Fundamentalismus

DER DOKUMENTARFILM «RAM KE NAAM» (IM NAMEN GOTTES) DES INDERS ANAND PATWARDHAN BEFASST SICH MIT FUNDAMENTALISMUS IM HINDUISMUS UND IST IM JANUAR AM FESTIVAL DE FILMS DE FRIBOURG UND IM FILMPODIUM ZÜRICH ZU SEHEN.

Ambros Eichenberger

Das ausgeprägte politische und soziale Bewusstsein Ihrer bisherigen sechs Filme erinnert einen Westeuropäer an die späten sechziger Jahre, also an die Zeit, in der die Linke gesellschaftlich viel stärker mitmischte als heute. Auch mit engagierten Filmern und Filmen! Im Unterschied zu vielen anderen haben Sie den Glauben an die Utopie von gesellschaftlichen Veränderungen (noch) nicht aufgegeben. Zusammenhänge mit den Idealen der 68er Generation sind bei mir tatsächlich vorhanden. Dank eines Stipendiums konnte ich in Boston, USA, Soziologie studieren. An einer jüdischen Universität, wo zuvor unter anderem auch Herbert Marcuse wirkte. Während dieser Zeit habe ich mit den amerikanischen Studenten gegen den Vietnamkrieg demonstriert. So überzeugt, dass ich mehr auf der Strasse war als auf der Universität. Zweimal bin ich im Gefängnis gelandet. Diese Antikriegsdemonstrationen haben mich motiviert, 1971 mit dem Herstellen von Dokumentaraufnahmen zu beginnen.

Über die bewusstseinsverändernde Wirkung der Filme machte ich mir allerdings nicht allzu grosse Illusionen. Das hängt vor allem davon ab, wie nachher mit dem Material gearbeitet wird. Auseinandersetzungen über bedeutende Ereignisse und Probleme anzuregen, betrachte ich als das eigentliche Ziel meiner filmischen Tätigkeit. Mit «Im Namen Gottes» scheint



die Rechnung aufzugehen. Deshalb halte ich ihn für nützlich.

Sicher auch, weil das Thema brennt. Denn der Fundamentalismus hat sich in Indien nicht nur unter den Moslems, sondern auch unter den Hindus in den letzten Jahren zu einer bedrohlichen Kraft entwickelt. Mit Ihrem Film (am Festival von Nyon 1992 mit dem Preis der Ökumenischen Jury ausgezeichnet, ist er durch die blutigen Ausschreitungen in Indien und in Nachbarländern – leider – brandaktuell geworden) haben Sie sich mitten ins Zentrum der Konflikte, nach Ayodhya,

vorgewagt. Also dorthin, wo fanatisierte Hindus eine Moschee zerstörten, um an deren Stelle dem Hindu-Gott Rama, der dort geboren sein soll, einen Tempel zu errichten. Die Entwicklung hin zum Fanatismus und zum Fundamentalismus unter den Hindus mit dem Slogan «Hindustan den Hindus» ist ein relativ neues Phänomen. Seit über zehn Jahren schreitet es aber mit Riesenschritten voran. So verfügt die Bharatiya Janata Partei (BJP), die sich dieser fundamentalistischen Linie verschrieben hat, jetzt über mehr als 100 Sitze im Parlament, statt, wie noch vor kurzem, nur über deren zwei. Der politische Einfluss – denn nicht die Religion, sondern Geld und Macht sind für die Leaders aus der Upperclass das Entscheidende – wurde mit dem Wiedererwecken eines alten Feindbildes und mit einer

neuen Taktik und Rhetorik erreicht. Das Feindbild sind die Moslems. Die Entwicklungen im Iran und in Pakistan haben ihm Auftrieb gegeben. Auch die Ölgelder, die aus der Golfregion nach Indien fließen, um muslimische Kräfte zu stützen. Aber das wäre ein anderes Filmthema! Die neue Taktik der Fundamentalisten besteht darin, mit dem Slogan «Hindus are all brothers» an die Einheit der Hindus zu appellieren, die 85 Prozent der Bevölkerung ausmachen. Damit werden die Kastenunterschiede, obwohl sie nach wie vor prägend sind, im Unterschied zu früher in

den Hintergrund gerückt.

Der Angriff auf die alte Moschee in Ayodhya Ende Oktober 1990, ihre Zerstörung Anfang Dezember 1992 und die anschließenden Ausschreitungen haben viele Opfer gekostet. Der Konflikt hat eskaliert, weil die Hassgefühle von den Leaders dauernd aufgeheizt werden. Das einfache Volk auf den Dörfern ist in der Regel viel toleranter. Ich kenne Ortschaften, wo Moschee und Tempel friedlich nebeneinander existieren. Die ganze Angelegenheit ist ein Politikum. Letztlich geht es darum, Indien als säkularen Staat in Frage zu stellen.

Können Ihre kritischen Filme, die im Ausland mehrfach preisgekrönt wurden, ohne Schwierigkeiten auch in Indien gezeigt werden?

Über die offiziellen Kanäle, etwa das Fernsehen, habe ich in der Regel keine Chancen. Aber daneben gibt es die alternativen Wege. Solche haben wir mit Basisorganisationen vom Süden bis in den Norden Indiens aufgebaut. Mit dem Ergebnis, dass vom letzten Film bis jetzt über 500 Videokassetten in Umlauf gesetzt werden konnten.

Hängt die abweisende oder ausweichende Haltung des Fernsehens nicht auch damit zusammen, dass der Dokumentarfilm in Indien gegenüber den alles beherrschenden Melodramen aus Bombay, Madras und Kalkutta generell unterbewertet wird?

Die Position des Dokumentarfilms in Indien hat sich in den letzten Jahren verbessert. Die Einrichtung eines eigenen Dokumentarfilm-Festivals, das seit kurzem alle zwei Jahre in Bombay zur Durchführung kommt, ist ein Beleg dafür. Auch am Fernsehen gibt es eigene Sendegefäße, die zur Verfügung stehen. Dass das Medium Film bei den breiteren Schichten aber fast ausschliesslich mit dem Mainstream-Cinema gleichgesetzt wird, stimmt nach wie vor. Selbst habe ich nie die Versuchung gehabt zum Spielfilm zu wechseln, weil ich mir nicht zutraue, Bilder zu erfinden und sie von Schauspielern darstellen zu lassen. Ich sammle die Bilder lieber auf der Strasse, vor allem bei den unterprivile-

gierten Schichten, um jenen eine Stimme zu geben, die sonst nichts zu sagen haben. Was ich mit der Kamera festhalte und nachher gestalte sind Momentaufnahmen von Ereignissen und Entwicklungen, die ich für bedeutend halte, sei es im positiven, sei es im negativen Sinne.

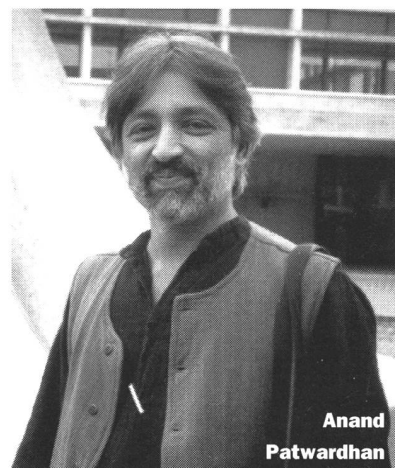
Einstweilen müssen Kulturschaffende, die sich auf kritische Weise mit religiösen Überlieferungen und mit Formen des religiösen Fanatismus befassen, noch immer mit Morddrohungen und Anschlägen rechnen. Salman Rushdie ist ein Beispiel dafür. Haben Sie noch nie um Ihr Leben fürchten müssen?

Dass ich selbst und mein Film antihindulistisch seien, wird mir von Seiten der Fundamentalisten häufig vorgeworfen. Direkte physische Bedrohungen habe ich bisher aber noch keine erlebt. Das hängt unter anderem mit der Brahmanen-Tradition meiner Familie zusammen. Würde ich einer der niedrigen Kasten angehören oder der Sohn eines Arbeiters sein, hätte ich mein Engagement ohne Zweifel schon lange mit dem Leben bezahlt. Hinzu kommt, dass der Schock des Mordes an Gandhi, den bekanntlich nicht Moslems, sondern Hindus auf dem Gewissen haben, immer noch nachwirkt, weil er dem Hindu-Fundamentalismus weltweit einen schlechte Ruf einbrachte, dem man offiziell entgegenwirken will.

Nach der Fernsehausstrahlung von «Ram ke naam» durch Channel 4 in England sind bei der Sendeanstalt, nicht bei mir, zahlreiche Protestbriefe eingegangen, die als «Hate Mail» (Hass-Post) bezeichnet werden. Den Vorwurf, antihindulistisch zu sein, weise ich mit Entschiedenheit zurück. Denn ich greife nicht die Religion an sich an, sondern «nur» den Missbrauch, der durch die Politik und viele Politiker mit ihr getrieben wird. Dieser Machtmissbrauch ist die eigentliche Ursache des ganzen Übels. Echte religiöse Gefühle lassen sich nicht vereinbaren mit dem Schüren von Hass und Aggressivität. Religion ist da, um die Menschen besser zu machen und ihnen ethische Werte zu vermitteln. Es gibt viele religiöse Kreise die ihre Überzeugungen so leben und ver-

mitteln. Nicht nur im Hinduismus, der unterschiedliche Richtungen kennt (auch solche, die den befreiungstheologischen Bewegungen nahe stehen), sondern auch im Christentum.

In der Mehrheit geht es bei Ihren Filmen um politische und soziale Probleme, die in erster Linie Indien betreffen, zum Beispiel die Situation im Punjab («In Memory of Friends», 1990) oder diejenige von Slumbewohnern in Bombay («Bombay Our City», 1985). Dennoch reagieren, wie bereits angedeutet, auch Europäer immer mit «Interesse» darauf. Das Interesse von Europäern oder von Nordamerikanern an unseren Problemen sollte man nicht überschätzen. Oft habe ich auf meinen Reisen sogar den Eindruck, es sei minimal. Denn letztlich geht es darum, im Fremden das gemeinsame Menschliche zu entdecken und daran Anteil zu nehmen. Diese Haltung setzt ein Minimum an Interesse für den anderen und das andere voraus, ein Interesse, das sich nicht auf den Genuss von Kunstschätzen und Kulturgütern, von musikalischen Darbietung und (indischen) Tänzen beschränken darf und dabei vom täglichen Leben nichts mitkriegt. Solch «klassische» Dritte-Welt-Bilder sind fragwürdig. Fragwürdig sind auch Filme aus Entwicklungsländern, die nur dann ein breiteres europäisches Publikum finden, wenn ein weisser Star die Leinwand beherrscht, wie das mit Roland Joffés «City of Joy» (ZOOM 10/92) einmal mehr der Fall (gewesen) ist. ■



Anand
Patwardhan